

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 1



Friedrich Michael Dimpel / Silvan Wagner (Hrsg.)

Prägnantes Erzählen

Publiziert im Dezember 2019.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinelik – Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Patrizia Barton, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Lydia Merten) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Wagner, Silvan: Keimzellen für moralischen Sinn: Prägnantes Erzählen in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹, in: Dimpel, Friedrich Michael/Ders. (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft), S. 497–526 (online).

Silvan Wagner

Keimzellen für moralischen Sinn Prägnantes Erzählen in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹

Abstract. Die Forschung unterstellt den Schwänken Johannes Paulis einerseits Banalität, andererseits Komplexität. Mit dem Begriff der Prägnanz kann zwischen beiden Haltungen vermittelt werden: Die Schwänke haben Sinn nicht bereits in ihrer literarischen Form, sondern diese bietet dem Rezipienten ein Spielfeld an, um (unterschiedlich) Sinn zu erzeugen. Die Schwänke Paulis sind damit prägnant im wörtlichen Sinn: Sie gehen schwanger mit Sinn, den es aber erst durch eine Perspektivierung seitens des Interpreten auf die Welt zu bringen gilt. Pauli setzt unterschiedliche Strategien ein, um eine solche narrative Interpretation zu unterstützen.

Literaturhistorisch ist Johannes Paulis Kleinepik unzweifelhaft von großer Bedeutung: Seine Schwanksammlung ›Schimpf und Ernst‹ setzt 1522 den Startpunkt für den ungeheuren Boom gleichartiger Sammlungen deutschsprachiger Schwänke im 16. Jahrhundert.¹ Gleichwohl sind die 693 Schwänke, die die Erstausgabe von ›Schimpf und Ernst‹ bilden, für die Forschung ein ambivalenter Gegenstand: Auf der einen Seite bieten sie einen reichen Steinbruch für stoffgeschichtliche², rechtshistorische³ und sozialgeschichtliche⁴ Untersuchungen. Die hierfür förderlichen Aspekte der Schwanksammlung (Paulis Selbstverständnis als Kompilator⁵, die serielle Erzählweise des Schwanks⁶, die funktionale Bestimmung der Schwänke als Predigtexempel⁷) sind auf der anderen Seite hinderlich für eine literarische Interpretation: Die literarische Qualität der Schwänke Paulis wird – wenn sie überhaupt

in den Blick kommt – in der Regel als eher gering bewertet, ihre Interpretation im Einzelnen oder in der Gruppe als fragwürdig. Dieses Verdikt begleitet die wissenschaftliche Diskussion *mutatis mutandis* von Anfang an: So urteilt Cornelius Schröder 1926, dass die Schwanksammlung »ohne besondere systematische Anordnung« (Schröder 1926, S. 395) angelegt sei, und seine positive Qualifizierung des Erzählstils Paulis als »echt volkstümlich« (Schröder 1926, S. 396) spricht den Schwänken im Umkehrschluss jede literarische Raffinesse ab. Erich Straßner fasst 1968 zusammen: »Die einzelnen Geschichten sind bei Pauli straff erzählt, die Moral wirkt meist gezwungen« (Straßner 1968, S. 28). Anna Mühlherr qualifiziert 1993 die Sammlung als bescheidenen Gebrauchstext mit verwirrender Ordnung (Mühlherr 1993, S. 127–131, ähnlich Pearsall 1994, S. 10f.), und Frieder von Ammon und Michael Waltenberger sprechen 2010 von unterschiedlichen, mitunter inkompatiblen Ordnungsmustern, woraus sich »eine unabgestimmte und – wenn überhaupt – nurmehr individuell zu ordnende Pluralität des erzählten Wissens« ergibt (von Ammon/Waltenberger 2010, S. 281). Diese – nicht unbegründeten – Sichtweisen haben dazu geführt, dass trotz der langen Forschungsgeschichte die im engeren Sinne literaturwissenschaftliche Interpretation der ersten deutschsprachigen Schwanksammlung letztlich Desiderat ist:

Die genaue literaturwissenschaftliche Analyse dieser ungewöhnlichen Sammlung von vergnüglichen und moralischen Erzählungen einerseits und moralischen Predigtmärlein andererseits, die nicht nach einem schlicht rekonstruierbaren Schema oder System aufgebaut sind, steht noch bei weitem aus. (Classen 2003, S. 214)

Dies ist umso bedauerlicher, als sich in exemplarischen Tiefenbohrungen eine hohe literarische Komplexität einzelner Schwänke oder Schwankreihen entfaltet, die quer steht zum Verdikt einer schlichten, recht chaotisch strukturierten Schwanksammlung. So arbeitet Eva Wagner 2009 anhand der Schwänke 313 und 314 eine nicht zuletzt autopoietische narrative Eigen-

dynamik heraus, die weit über eine moralische Exemplifizierung hinausgeht (vgl. Wagner 2009); ich selbst habe 2018 am Kapitel ›Von den Spielern‹ die hohe Komplexität der einzelnen Schwänke (inklusive der Korrespondenz zwischen *narratio* und *moralisatio*) und die feinsinnige Komposition der Schwankreihe dargestellt (vgl. Wagner 2018). Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Würdigung Anna Mühlherrs, die nach der – oben skizzierten – Diagnose einer schlichten Erzählweise und einer chaotischen Ordnung davor warnt, es bei diesem Befund zu belassen: »Bleibe man bei dieser Erklärung stehen, wäre das Buch aber doch unterschätzt. Denn es handelt sich bei all seiner zur Schau getragenen Anspruchslosigkeit um ein interessantes Stück Literatur [...]« (Mühlherr 1993, S. 128). Anschließend arbeitet Mühlherr am Eingangskapitel ›Von der Wahrheit‹ heraus, dass hier das Thema ›Aussprechen der Wahrheit‹ kunstvoll, komplex und implizit systematisch durchgespielt wird (vgl. Mühlherr 1993, S. 132f.).

Mühlherrs Beitrag spiegelt vielleicht am besten wider, wie eine literaturwissenschaftliche Lektüre von Paulis Schwanksammlung zwischen Banalitäts- und Komplexitätsverdacht oszilliert. An dieser merkwürdigen Spannung soll auch dieser Beitrag ansetzen und die immer wieder problematisierten Dimensionen der Schwänke in den Blick nehmen: Ihre literarische Gestalt, ihr Verhältnis zwischen *narratio* und *moralisatio*, ihre Kombination und Reihung. Dabei wird sich die Spannung zwischen Banalität und Komplexität bestätigen, die schon Mühlherrs Beitrag prägt. Und als Bindemittel dieser spannungsgeladenen Dialektik, als Grundlage für einen neuen Ansatz der Schwankinterpretation, fungiert das in diesem Band dominant gesetzte Phänomen: Prägnanz.

1. Prägnanz als heuristische Mäeutik

Um meinen Zugriff auf Paulis ›Schimpf und Ernst‹ thesenhaft vorwegzunehmen: Die Predigtschwänke sind prägnant im Wortsinn. Schwänke kreißeln mit Sinn, den es erst in einem Interpretationsakt auf die Welt zu

bringen gilt (vgl. schon Wagner 2018, S. 159). In diesem Verständnis besitzen Schwänke keinen Sinn *per se*, sondern sie gehen schwanger mit Sinn, der erst im Zuge einer aktiven mäeutischen Operation seitens des Interpreten das Licht der Welt erblickt. Wie in der sokratischen Methode muss der Schwank gezielt befragt werden, damit er eine Erkenntnis preisgibt, er erfordert eine aktive Abarbeitung seitens des Interpreten, der als Leser bzw. Hörer Rezipient oder als Predikant Nutzer des Schwanks sein kann.⁸ Der Vorwurf der Forschung, dass sich die Schwänke Paulis hermeneutisch oftmals nicht leicht fügen (gerade in Spannung zwischen *narratio* und *epimythion*), wird damit zu einer Diagnose ihres prägnanten Zustandes, der freilich nur den Ausgangspunkt eines mitunter langwierigen Geburtsvorgangs darstellt.

Theoretisch kann sich ein solches buchstäbliches Verständnis des Prägnanzbegriffs auf Ernst Cassirers Entwurf einer symbolischen Prägnanz stützen. Cassirer bestimmt symbolische Prägnanz als Brücke zwischen Sinn und Sinnlichkeit:

Unter symbolischer Prägnanz soll [...] die Art verstanden werden, in der ein Wahrnehmungserlebnis, als ›sinnliches‹ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ›Sinn‹ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt. (Cassirer 1964, S. 235)

Prägnanz wird damit zu einer hermeneutischen Keimzelle, die aus der konkreten Sinnlichkeit abstrakten Sinn entstehen lässt: »Diese ideelle Verwobenheit, diese Bezogenheit des einzelnen, hier und jetzt gegebenen Wahrnehmungsphänomens auf ein charakteristisches Sinn-Ganzes, soll der Ausdruck der ›Prägnanz‹ bezeichnen. « (Cassirer 1964, S. 235).

Die Identität der Prägnanz als hermeneutische Scharnierstelle zwischen Wahrnehmung und Sinn bringt es mit sich, dass sie letztlich keine objektiv messbare Eigenschaft eines Textes ist, sondern dass sie einem Text von historischen wie rezenten Interpreten zu- und eingeschrieben wird – freilich aufgrund spezifischer Textsignale und -eigenschaften. Ist ein Schwank

prägnant – oder besser: wird er als prägnant wahrgenommen, dann vermittelt er gerade in seiner Konkrettheit, seiner Leiblichkeit und Sinnlichkeit das Abstrakte, das Geistige und den Sinn – nach mæutischer Hilfestellung.⁹

2. Exemplarische Analyse der Prägnanz im Kapitel IV, ›Ein Titel von den Narren‹

Der Gesamttext der Schwanksammlung mit ihren 693 Schwänken ist freilich zu umfangreich für eine Analyse ihrer Prägnanz im Rahmen dieses Beitrags. Exemplarisch soll daher das vierte Kapitel, ›Ein Titel von den Narren‹, untersucht werden. Es handelt sich dabei um ein Konglomerat aus 32 Schwänken, die allesamt in der Kapitelüberschrift dezidiert als Predigt-schwänke ausgewiesen werden.

Nr.	Titel	Moralisatio	mehrperspektivisch	narrativ	<i>tertium (abstrakt)</i>	
23	<i>Ein Narr gieng nit ongeschlagen</i>	x	x	x	Laufen	Hund
24	<i>Ein Hund lief uß eim Schloß</i>	x	x			
25	<i>Der Bauer verjoucht ein Hasen</i>	x	x	x	fangen	Turm
26	<i>Ein Witziger folgt eim Narren</i>	x				
27	<i>Einer klagt stetz sein rote Kappen</i>	x			henken	Kurzweil
28	<i>Ein Dieb bat das Brod ze schaben</i>	x	x			
29	<i>Ein Fuchs begert an den Galgen</i>	x	x	x	Lust	Stein
30	<i>Ein Frau gab ein edlen Stein für Salat</i>	x	x	x		

Wagner: Keimzellen

31	<i>Der Man stand im Halßeisen</i>	x	x	x	Streit	Schweigen
32	<i>Ein Nar überdisputiert ein Witzigen</i>	x				
33	<i>Einer danckt, wan man ihn klagt</i>	x		x	Mund	Regen
34	<i>Wie einer der Narren spottet</i>	x	x	x		
35	<i>Die Katz solt der Keß hüten</i>	x	x		Öffnung oben	viele ärgern einen
36	<i>Einer ward wund und gesunt</i>	x				
37	<i>Einer verbrant das Hauß der Fliegen halb</i>	x	x	x	viele kleine Bosheiten	Frieden nach Schaden
38	<i>Zwen Narren schlugen einander</i>	x				
39	<i>Frid vor dem Schaden</i>				Narr ist weiser als der Weise	übertriebener Dienst schadet
40	<i>Der Seilgenger fiel, der Narr weint</i>	x				
41	<i>Ein Narr schmecht ein mit der Nasen</i>	x		x	Schmeicheln	Schmeicheln
42	<i>Der Herr hasset sein Knecht</i>	x				
43	<i>Intervallum wüßt ein Nar</i>	x	x	x	Herr	Gott spricht durch Narren
44	<i>Der Nar verbrant sein siechen Herren</i>	x				
45	<i>Den Kolben gab ein Narr sein Herren</i>				Krankheit zum Tode	zur Hölle fahren
46	<i>Wie ein Narr nit in den Himel wolt</i>	x	x	x		
47	<i>Ein Nar verbrant ein Ketzer</i>				Narr bestraft	Essen
48	<i>Ein Nar urteilt zu bezalen mit dem Klang</i>					
49	<i>Ein Narr schlug den Bischof</i>				Erniedrigung	Erniedrigung
50	<i>Ein Nar urteilt Juristen zu den Artzet gon</i>					
51	<i>Wie ein Nar sein Herren versprach</i>				Lüge	Vogel
52	<i>Ein Nar fraß ein berümpften Falcken</i>	x				
53	<i>Ein Bauer sucht 200 Eyer in eim Hun</i>	x	x		gucken	
54	<i>Von Ratzherrn, die dantzten</i>	x		x		

Als Predigtschwänke sind die kleinen Erzählungen Gebrauchstexte, die in einen größeren Zusammenhang eingebaut werden. Ihre intendierte, primäre Interpretation ist also nicht akademischer, sondern vielmehr erzählerischer Natur: Es gilt – etwa für den Predikanten – nicht den Sinn des Textes zu erfassen, sondern einen für die eigenen Zwecke passenden, um dann den Schwank entsprechend moralisch zu perspektivieren und in einen größeren Zusammenhang einzubauen (zur Tradition der Predigtschwänke vgl. Schiewer 1996). Erzählerisch ist diese Textinterpretation insofern, dass sie einem Text Stimme verleiht, ihn in eine kommunikative Situation zurückführt und ihn perspektiviert – allesamt zentrale Funktionen auch einer fiktionalen Erzählinstanz. Klaus Grubmüller hat diese dynamisch-interaktive Interpretationsweise für die schriftliche Ausdifferenzierung von ›Predigtmärlein‹ dargestellt (vgl. Grubmüller 1991), für tatsächlich gehaltene Predigten in ihrer schriftlich-mündlichen Zwischenmedialität ist die variable Perspektivierung von Schwänken noch potenziert anzusetzen, ganz zu schweigen von einem mündlichen Wiedererzählen von Schwänken im geselligen Kreis.

Diese primären, erzählerischen Interpretationen der Schwänke sind den Texten freilich nicht eingeschrieben (wohl aber der Wirkungsgeschichte von Paulis Schwanksammlung, die einen schriftlich geronnenen Beleg für die dynamische Nutzung von Schwänken darstellt). Doch Pauli gibt entscheidende Hilfestellungen für eine erzählerische Interpretation, und zwar in Form seiner *moralisationes*. Die überwiegende Mehrzahl der Schwänke im vierten Kapitel besitzt diese kleinen ›Selbstinterpretationen‹ (vgl. Tabelle, 3. Spalte), die vor allem zu Beginn des Kapitels mitunter sehr ausführlich geraten. Und diese Interpretationsskizzen sind in der Tat nicht akademisch, wie die Kritik der Forschung an ihnen belegt: Sie interpretieren die vorangestellte *narratio* nicht hermeneutisch mit dem Ziel einer konzisen Sinnherstellung, sondern ihrerseits erzählerisch, indem bestimmte Einzelaspekte vordergründig, andere dafür hintergründig werden – und

dies mitunter in unterschiedlicher Art und Weise innerhalb einer *moralisatio*. Die *moralisatio* verhält sich damit der *narratio* gegenüber regelmäßig wie ein zweiter, übergeordneter Erzähler, der sie perspektiviert (zur Perspektivierung als zentrale Funktion des Erzählers vgl. Igl/Zeman 2016, speziell in mediävistischer Anwendung vgl. Wagner 2016).

Plakativ deutlich wird das in den Schwänken, in denen Pauli sich selbst inszeniert (vgl. im Überblick Coxon 2017). Hier zeichnet der Autor Pauli unterschiedliche Selbstinszenierungen als Schreiber, Mönch, Lesmeister etc., deren gemeinsame Funktion es ist, einem Erzähler Gestalt zu verleihen. Besonders interessant erscheint dabei der Schwank 225, bei dem Paulis Selbstinszenierung als aktueller Prediger (*O ir lieben Kinder, ...*) in einem Promythion und als vergangener Prediger (*Da ich uff einmal predigt in derselben Stat in dem Münster, da sprach ich:*) in einem moralisierenden Epimythion eine Ehebruchsgeschichte rahmt, die von Pauli in der Rolle eines Lesmeisters bezeugt wird (*Ich Schreiber dis Büchs bin ein Leßmeister gewesen in einer Stat, da waren zwen Brüder, ...*). In diesem Schwank moralisiert Pauli als Rahmenerzähler in seiner (historisch gedoppelten) Rolle als Prediger eine Ehebruchsgeschichte, die er als Lesmeister bezeugt (womit der Binnenerzähler Gestalt gewinnt). Und diese doppelte Moralisierung erfolgt ihrerseits erzählend, indem der aktuelle Prediger Pauli seinem Rezipientenkreis ein Scherzrätsel erzählt, das durch die Binnengeschichte exemplifiziert wird, bzw. indem der historische Prediger Pauli seinem damaligen Rezipientenkreis dieselbe Pointe – das Tuch wird teuer – in einen ganz anderen Scherz verpackt, der seinerseits die Binnengeschichte ähnlich, aber doch signifikant anders perspektiviert. Der kurze Schwank wird auf diese Weise in seiner Sinndimension überaus prägnant, da seine – banale – Geschichte gleich drei leicht unterschiedliche Perspektivierungen durch denselben Erzähler in drei unterschiedlichen Gestalten erfährt:

O ir lieben Kinder, solt man einem jeglichen Eebrecher ein Hand abhawen, so würd das Dûch fast thûr werden. Warumb? Es würden nit vil Spinnerin sein.
Ich Schreiber dis Büchs bin ein Leßmeister gewesen in einer Stat, da waren

zwen Brüder, und het jeglicher ein Frau, die hetten zwo Metzen überkumen. Man warnet sie offt; dannocht lieffen sie hinweg mit inen und liessen Weib und Kind sitzen. Die Herren der Stat liessen inen nachylen und liessen sie fahen, und under andern Straffen müsten sie schweren, kein andere Farb zû tragen dan lange grawe Röck. Da ich uff einmal predigt in derselben Stat in dem Münster, da sprach ich: ›Sol es darzû kumen, das ein jeglicher Eebrecher sol ein grawen Rock tragen, wa wil dan ich armer Münch ein Kutten überkumen! Dan es sein wol also vil Eebrecher und Eebrecherin, das das grau Dûch also thüer würd werden.‹

Erzähler 1 (der aktuelle Prediger Pauli) perspektiviert die *narratio* als illustratives Exempel seines Scherzrätsels mit der Pointe ›Tuchteuerung durch Arbeitsunfähigkeit bestraffter Spinnerinnen‹; Erzähler 2 (der Lesmeister Pauli) perspektiviert die *narratio* als historisches Geschehen, das als narrative Blüte aufgelesen wird zur exemplarischen Verwendung; Erzähler 3 (der historische Prediger Pauli) perspektiviert die *narratio* als illustratives Beispiel seines Scherzes mit der Pointe ›Tuchteuerung durch übermäßige Nachfrage von Strafkleidung‹.

Auch jenseits dieses plakativen Beispiels wird in den Schwänken von ›Schimpf und Ernst‹ je bruchstückhaft moralischer Sinn erzeugt: Die *moralisatio* (die im Beispiel ausnahmsweise auch in Form eines Promythions auftritt) leistet aktive Geburtshilfe für die Präganz der *narratio*, die sich erst aus der Perspektive (bzw. den Perspektiven) der *moralisatio* aus als prägnant erweist. Da diese Sinnerzeugung aber in der Regel bruchstückhaft bleibt oder plurale Spannungen erzeugt, bricht dabei regelmäßig neue Präganz auf, mit der der Interpret alleingelassen wird – darauf wird noch zurückzukommen sein.

Vorerst kann als Arbeitsthese für diesen Beitrag festgehalten werden, dass die *moralisationes* bei Pauli keine Selbstinterpretationen sind, die den Rezipienten von einer Sinnsuche entlasten und die Sinnerzeugung stillstellen würden; vielmehr handelt es sich um Beispiele für einen narrativ interpretierenden Umgang mit den *narrationes*, die dazu anleiten und einladen, dieselben, ähnliche und andere Wege hermeneutischer Geburtshilfe zu beschreiten. Pauli zeigt dabei unterschiedliche Strategien der Vorder-

und Hintergrundierung von Einzelaspekten der *narrationes*, unterschiedliche Arten der Perspektivierung einer Geschichte und damit unterschiedliche Techniken einer hermeneutischen Geburtshilfe. Im Folgenden möchte ich drei dieser Strategien unter den Stichworten *tertium comparationis*, ›Mehrperspektivische Moralisierung‹ und ›Narrative Moralisierung‹ systematisieren und exemplarisch am vierten Kapitel darstellen.

2.1 Das *tertium comparationis*

In der Forschung herrscht ein recht breiter Konsens darüber, dass die Kapitel in ›Schimpf und Ernst‹ zwar eine gewisse thematische Ordnungsstruktur ergeben, dass die einzelnen Schwänke innerhalb der Kapitel aber doch mehr oder weniger willkürlich angeordnet sind (vgl. Schröder 1926, S. 395; Mühlherr 1993, S. 129; Pearsall 1994, S. 10; von Ammon/Waltenberger 2010, S. 279f.). Richtet man den Blick aber weg vom gemeinsamen Thema, das die Kapitelüberschrift setzt (im vierten Kapitel beispielsweise den Narren) und mit engerem Fokus auf die Einzeltexte selbst, dann kann man eine überraschende Entdeckung machen: Jeder der Schwänke ist mit seinen beiden Nachbartexten verknüpft durch ein gemeinsames Motiv, ein *tertium comparationis*, sei es in der *narratio* oder in der *moralisatio*. Diese Verbindungsmotive sind in der Tabelle in den letzten beiden Spalten aufgeführt. Oftmals sind die Verknüpfungen über ein *tertium* zentral, offensichtlich und selbstverständlich: In den Schwänken 23 und 24 läuft ein Narr bzw. ein Hund schnell; die Schwänke 24 und 25 handeln beide von Hunden; die Schwänke 26 und 27 handeln von Personen, die in einem Turm gefangen sind; in den Schwänken 27 und 28 wird der zentrale Narr gehenkt; Schwank 38 schließt mit der Sentenz *Nach dem Schaden macht der Narr Frid*, woraufhin Schwank 39 schon mit der Überschrift beginnt *Frid vor dem Schaden* usw.

Manchmal aber werden gerade für die Geschichte eigentlich dezentrale, nicht handlungstragende Elemente zum *tertium* (was auch erklärt, dass

dieses Phänomen der Forschung bislang entgangen ist). Ein schönes Beispiel dafür ist das *tertium* der Schwänke 30 und 31: Im Schwank 30, ›Ein Frau gab ein edlen Stein für Salat‹, tauscht eine törichte Frau einen Edelstein im Wert von 40 Gulden aufgrund eines spontanen Appetitgefühls gegen einen Salat ein. Während hier das Element »Stein« durchaus zentral ist, taucht es im folgenden Schwank, ›Der Man stand im Halßeisen‹, dezentral auf. Die *narratio* des Schwanks (der weiter unten noch eingehender analysiert werden soll) lautet:

Uf ein Zeit was ein Frau, die het beschult, das man sie offenlich straffen solt, als an etlichen Orten ist, und sie in das Halßysin stellen und ir ein Brieff an die Stirn machen, daran ir Boßheit geschriben ston; in etlichen Stetten hat man ein Korb. Ir Man het sie zû lieb, darumb er billich bei den Narren ston sol, und überkam mit den Herren und gab Gelt für sie. Also er trüg den Lasterstein für sie, oder stünd für sie in das Halßysin. Wan es sich darnach begab, das sie uneins wurden und mit einander haderten, so verweiß sie es im und sprach dannocht auch vor den frembden Lüten: ›Ich bin doch noch nit in dem Halßysin gestanden als du.‹ Das war gar ein grose Undanckbarkeit, die Schand, die sie im uffhüb und verweiß, die sie hat verschult; sie solt die Straff gelitten haben, dy er leid.

Das Element »Stein« taucht auch hier in der *narratio* wieder auf und bildet damit das *tertium comparationis* zum vorhergehenden Schwank. Aber der Stein ist für die Geschichte alles andere als zentral, er kommt eigentlich gar nicht vor. Er erscheint letztlich nur in einer (inhaltlich überflüssigen) Anmerkung des Erzählers, als Hendiadyoin an der Seite von *Halßysinn*, dem eigentlichen Strafgegenstand der Erzählung.

Noch unscheinbarer ist das *tertium* »Regen« zwischen Schwank 34 und 35 eingebaut: Während in der *narratio* des 34. Schwankes der Regen zentral ist und als Begriff sechsmal fällt, taucht der Regen in der *moralisatio* des Folgeschwankes lediglich einmal im Rahmen eines Appendix auf, der zudem nur äußerst assoziativ zur *narratio* passt: Es wäre wichtig, dass Dachdecker ein Haus gut abdecken, damit es nicht reinregnet, heißt es in der *moralisatio*, während die *narratio* hier von einem närrischen Bauern

erzählt, der käsefressende Mäuse mit einer Katze bekämpft, die schließlich Mäuse und Käse auffrisst.

Diese Verknüpfung von zentralen mit dezentralen Aspekten und damit die Vordergrundierung arbiträr erscheinender Elemente ist typisch für das *tertium* in ›Schimpf und Ernst‹. In der Regel wirken diese Verknüpfungen gesucht, und mitunter muss man auch tatsächlich einige Zeit suchen, um das *tertium* zu finden. Fündig wird man aber bei allen Texten des Kapitels, wenn auch das *tertium* nicht immer als Begriff fällt, sondern bisweilen – in der Tabelle kursiviert dargestellt – auf abstrakter Ebene entsteht.

Natürlich stellt sich hier die Frage, inwieweit diese Verknüpfungsstruktur von Pauli bewusst gesetzt wurde. In Fällen, in denen Pauli selbst auf die Verknüpfungen verweist (s. u.), ist dies unstrittig; in Fällen, in denen sich das *tertium* begrifflich in beiden benachbarten Schwänken niederschlägt, ist es wahrscheinlich; in Fällen eines nur abstrakt erschließbaren *tertiums* ist es freilich fraglich. Hier geht eine vermutete Kompilatorenintention untrennbar über in eine rezeptionsästhetische Eigendynamik (vgl. dazu auch den Beitrag von Margit Dahm-Kruse in diesem Band). Letztendlich verantwortlich für die Verknüpfungsstruktur scheint damit weniger die Intention Paulis als der Diskurs typologischen Denkens zu sein, in dem Pauli freilich aufgewachsen ist und dessen er sich breit bedient. Aufschluss über die Reichweite der *tertiums* für die Gesamtanlage der Schwanksammlung kann nur eine entsprechende Untersuchung aller 693 Schwänke erbringen, was hier jedoch den Rahmen sprengen würde – eine solche Untersuchung würde eine intensive Einzelinterpretation aller Schwänke voraussetzen. Exemplarische Suchen nach systematischen Verknüpfungen zwischen benachbarten Schwänken werden allerdings fündig (z. B. Kapitel I ›Von der Wahrheit‹: 1 »schweigen« 2 »ungeliebte Wahrheit sagen« 3 »keine Herberge haben« 4 »keine Herberge haben« 5 »zwei Herren haben« 6 *Tonsur* 7 *lateinische Weisheit* 8 *lateinische Weisheit*. Kapitel XLIII ›Von den Spilern‹: 376 »alle Spiele« 377 »große Spiele« 378 »davon fahren« 379).

Das Oszillieren des *tertiums* zwischen der Strukturleistung des Kompilators und der Hermeneutik eines Rezipienten mag dabei für eine akademische Interpretation ein Problem darstellen – für eine narrative Interpretation ist das *tertium* ungeachtet seiner Herkunft ein wichtiger Motor; der Mehrwert des *tertiums* hinsichtlich einer narrativen Interpretation liegt meines Erachtens gerade in seiner Konstruiertheit und Dezentralität: Was aus heutiger Perspektive etwas an ein dekonstruktivistisches Vorgehen erinnert – der Blick weg vom Zentrum eines Textes, das willkürliche Herausgreifen eines marginalen Aspektes und seine Dominantsetzung – ermöglicht regelmäßig einen ungewöhnlichen, irritierenden Blick auf die kleinen Texte, ihre Erzählungen und *moralisationes*. Orientiert man sich als Interpret am *tertium*, lautet die Frage nicht mehr: Welche Bedeutung hat der Schwank?, sondern vielmehr: Welche Bedeutung kann er (noch) gewinnen? Das *tertium* ist gerade in seiner Arbitrarität und Unwahrscheinlichkeit ein idealer Ausgangspunkt, um die Prägnanz des Schwanks zu erkennen und in Sinn zu überführen. Das mitunter bemühte und gesuchte *tertium* ermuntert einen narrativen Interpreten dazu, sich selbst weiter abzumühen und nach weiteren Verknüpfungen zu suchen, die am *tertium* angesetzt werden können, woraus eine enorme Eigendynamik prägnanter Sinnstiftung resultiert. Diese Eigendynamik soll im Folgenden kurz skizziert werden an den bereits behandelten Schwänken 34 und 35, die durch das *tertium* »Regen« miteinander verbunden sind.

In Schwank 34 erzählt die *narratio* von einem wunderbaren Regen, der alle zu Narren macht, die nass werden. Nach dem Ende des Regens kommt ein weiser Mann, der von den Narren als ihresgleichen behandelt und verlacht wird. Der Weise wäscht sich schließlich absichtlich mit Pfützenwasser, um tatsächlich ein Narr zu werden. Die *moralisatio* bietet drei Perspektiven: 1. Der Fromme lernt das Sündigen aus seinem Umfeld. 2. Böse Narren schelten gute Narren, weil diese jenen nicht gleich sein wollen. 3. Wer in der Welt weise sein will, muss ein Narr werden, um weise zu sein.

Im folgenden Schwank 35 erzählt die *narratio* von einem Speicherschaden: Eine Maus frisst einem Bauern den Käse weg. Der Bauer setzt eine Katze gegen die Maus ein. Die Katze frisst die Maus, aber auch den Käse. Die *moralisatio* bietet drei Perspektiven: 1. Von hohen Herren eingesetzte Amtsleute gehen ebenso mit hilfeschuchenden Bürgern um. 2. Wächter schädigen ihre Schutzbefohlenen oft empfindlich. 3. Ein Dachdecker kann vor Regen schützen.

Über das *tertium comparationis* »Regen« wird eine – denkbar lose – Verknüpfung zwischen beiden Schwänken aufgebaut, die assoziativ weiter ausgebaut werden kann. Das *tertium* lädt – gerade durch seine Arbitrarität – den Rezipienten zur hermeneutischen Ausdifferenzierung ein, die beide Schwänke interpretativ aneinanderbindet, beispielsweise in dieser Form: Der Narr in der zweiten *narratio* handelt anfangs eigentlich nicht närrisch (er wird auch ›nur‹ als *ein halber Nar* eingeführt), indem er die Katze auf die Maus ansetzt. Dies gilt auch für den Mann in der ersten *narratio*, der ja erst durch den Regen zum Narren wird. Der Regen wird in der zweiten *moralisatio* dem Schaden durch Amtsleute und Hüter an die Seite gestellt. Zunächst wäre es ja auch nicht närrisch, von Amtsleuten und Hütern Hilfe zu erwarten (wie der Bauer von der Katze), bis man merkt, dass man sich dadurch selbst schädigt (wie der Bauer in der zweiten *narratio*) bzw. nass macht (wie der eigentlich weise Mann in der ersten *narratio*). Vielleicht wird man durch diese Erfahrung ja weise, wie die erste *moralisatio* andeutet (man muss in der Welt Narr werden, um weise zu sein), und sucht sich vor dem nächsten Regen einen Dachdecker, wie die zweite *moralisatio* abschließend rät. Im assoziativen Gefüge von Regen – Schaden – Machthabern wird der Dachdecker lesbar als ein mächtiger Beschützer, der den Ohnmächtigen (Bauer in 34, arme Bürger in 35) vor Willkür und Amtsmissbrauch schützen kann.

Der nachgezeichnete Assoziationsweg ist keineswegs ›die richtige‹ Interpretation der beiden Schwänke. Aber das *tertium* »Regen« erlaubt gerade durch seine vordergründige Arbitrarität ein assoziatives Hin- und

Herspringen zwischen beiden Geschichten und *moralisationes*, ein narratives Aktiv-Werden des Rezipienten, das für den Einbau der Schwänke in Predigten ebenso fruchtbar ist wie für ihren Einbau etwa in Wirtshausunterhaltungen: Immer gilt es, eine Geschichte in einen Zusammenhang einzubauen und einen signifikanten Vergleich anzubieten.

Nicht immer freilich funktioniert eine solche narrative Interpretation derartig idealtypisch wie zwischen Schwank 34 und 35. Doch immer schafft das *tertium* eine (willkürlich-vorhermeneutische) Verbindung zwischen zwei Schwänken, die hermeneutisch weiter ausgebaut werden kann. Die Prägnanz des *tertiums* erweist sich dabei gerade in der Unterschiedlichkeit, in der ein und derselbe Schwank narrativ angeschlossen und interpretativ perspektiviert werden kann. Dies kann auch an den gerade behandelten Schwänken gezeigt werden: Das *tertium* zwischen Schwank 33 und 34 ist »Mund«. In Schwank 33 ist dieser zentrales Motiv: Ein Sohn verliert seinen Vater, und man beklagt kondolierend den Verlust vor ihm. Er antwortet daraufhin: *Got wöl, das euch euwer Vatter sterb; so will ich euch auch kumen klagen*. Das Epimythion empfiehlt auf seinen Mund und die Worte, die daraus kommen, zu achten. Im Folgeschwank 34 (der Geschichte vom Narrenregen) trinkt der Weise den Regen mit seinem »Maul« aus der Pfütze – wieder eine narrativ eigentlich überflüssige Bemerkung (er benetzt sich auch mit dem Wasser am Kopf, was dem Thema »Regen« viel näher ist), die (wie in Schwank 31) das *tertium* dezentral setzt. Folgt man diesem *tertium*, dann wird im Schwank vom Narrenregen weniger die Weisheit des Mannes hervorgehoben, der sich selbst zum Narren macht, als vielmehr seine abschließende Narrheit (*Und gleich was er auch ein Nar worden und treib auch gleich Narrenwerck und Kinderspil*): Narrheit kann den Mund verlassen, aber offenbar auch durch diesen in den Leib gelangen.

Auch Schwank 35 wird anders perspektiviert, folgt man dem *tertium* zu Schwank 36, das in diesem Fall nur abstrakt als ›Öffnung oben‹ erschließbar ist. In Schwank 35 (der Katzensgeschichte) wird in der *moralisatio* abschließend die obige Öffnung im Dach geschlossen – eine dezentrale Setzung

des *tertium* –, während im Folgeschwank 36 von einem gemeingefährlichen Narren erzählt wird, dem von Kindern auf den Kopf geschlagen wird, so dass der kränkliche Dampf durch die Öffnung entweichen kann und er gesundet. Er erzählt, dass er deswegen so zornig und aggressiv gewesen sei, weil er geglaubt habe, der römische Kaiser gewesen zu sein, der gegen Alexander in die Schlacht ziehe. Die umstehenden Knaben habe er als seine Söldner erachtet. Folgt man diesem *tertium*, dann wird im Katzenschwank 35 weniger das Ringen der Ohnmächtigen nach Schutz dominant gesetzt, als vielmehr die Narrheit der *grosen Prelaten und Herren*, die Amtsleute einsetzen, welche ihre Schutzbefohlenen quälen und ausnehmen. Wie der Narr in Schwank 36 denkt, dass er als Kaiser Truppen befehligt, und doch nur mit Kindern spielt, denken die hohen Herren, dass sie fähige Amtsleute beschäftigen, die aber eigentlich unsinnig wie Kinder agieren. Die Dachdecker in der *moralisatio* des Katzenschwanks wären dann lesbar nicht als die Ohnmächtigen, die sich einen mächtigen Beschützer suchen sollen, sondern als die Machthaber, die gefälligst ihren Laden in Ordnung bringen sollen: *Es wer Not, das mancher Decker das Dach deckt, das es nit uff das Dach regnet, damit man drucken in dem Hauß wonen möcht.*

Freilich bedarf eine solche narrative Interpretation einer aktiven Suche zwischen Konkretion und Abstraktion auf Seiten des Rezipienten. Und zu einer solchen lädt Pauli explizit ein, wenn er einleitend für das gesamte Narrenkapitel formuliert: *So jetz nechst gemelt ist ein nerrischer Sun, hat Frater Johannes Pauli etlich Narren her wöllen setzen, die zû vil Laster mögen dem Predicanten dienen, so fint man sie hie bei einander.*

So jetz nechst gemelt bezieht sich dabei auf den letzten Schwank des vorausgegangenen Kapitels (Schwank 22), der eben von einem närrischen Sohn gehandelt hat. Pauli bietet also eingangs ein für das ganze Narrenkapitel gültiges *tertium* an, eine plakative assoziative Verknüpfung, die als Aufmerksamkeitssteuerung fungiert, weitere Verknüpfungen zwischen den Schwänken zu suchen und sie damit als Exemplifizierung vielfältiger Laster nutzen zu können.

Darüber hinaus macht Pauli mitunter die Verknüpfungsstruktur des *tertiums* auch innerhalb des Kapitels durchsichtig: Mit dem einleitenden Satz *Als dem Narren geschach, was auch uff ein Zeit ein Sun, dem starb sein Vatter* verknüpft den Narr aus Schwank 33 mit dem Narren aus Schwank 32 über das *tertium* »Schweigen« Der Narr in 32 hat geschwiegen, der in 33 hätte besser geschwiegen; mit der Überleitung *Deßgleichen thet auch ein Nar* verknüpft Schwank 40 das *tertium* »witziger sein als ein Weiser« mit Schwank 39; der Schwank 45 schließt mit dem Satz *Da hat Got auch durch den Narren geret* und verknüpft sich damit über das abstrakte *tertium* »Gott spricht durch Narren« mit Schwank 44. Die Einleitung zu Schwank 48, *Es kan auch etwan ein Nar ein Urteil finden, das ein Weisser nit finden kan*, verweist auf das abstrakte *tertium* »der Narr bestraft«, das die Geschichte mit Schwank 47 verbindet.

Für eine exemplarisch skizzierte, narrative Interpretation stellt Paulis Ordnungsstruktur des *tertium comparationis* freilich nur das Spielbrett zur Verfügung. Das Spiel zu spielen und einzelne, passende Assoziationswege zwischen mehreren Schwänken aufzuzeigen, bleibt auf dieser Ebene dem begabten Predikanten oder dem geistvollen Plauderer überlassen. Auf einer anderen Ebene aber stellt Pauli selbst unter Beweis, dass jedenfalls er ein hervorragender Spieler, ein großartiger Prediger und ein hochbegabter narrativer Interpret ist (vgl. Coxon 2017, S. 153f.; Wagner 2018). Beispiel davon gibt er in einzelnen *moralisationes*, die nun untersucht werden sollen.

2.2 Mehrperspektivische Moralisierung

In den meisten Schwänken, die eine *moralisatio* aufweisen, vermeidet Pauli eine einfache, eindeutige Perspektivierung der *narratio* durch die *moralisatio* auf eine einzige moralische Aussage hin (in der Tabelle sind diese Schwänke in der vierten Spalte gekennzeichnet). Eine solche einfache Perspektivierung greift einen Aspekt der *narratio* heraus und setzt ihn in moralischer Zielrichtung dominant, während alle anderen Aspekte in den

Hintergrund rücken. Stattdessen aber gibt Pauli oft mehrere Perspektiven, indem die *moralisatio* gleich mehrere Aspekte der *narratio* herausgreift und solchermaßen vordergründigt oder/und indem mehrere moralische Zielrichtungen aufgeführt werden. Diese pluralen Perspektiven fügen sich in der Regel nicht zu einem kohärenten Ganzen, sondern verbleiben durchaus in Spannung zueinander. Angesprochen wurde dieses Prinzip bereits weiter oben bei den Schwänken 34 (Narrenregen) und 35 (Katze und Mäuse), die jeweils drei Perspektivierungen in ihren *moralisationes* aufweisen.

Exemplarisch soll die Vorgehensweise einer mehrperspektivischen *Moralisierung* Paulis aber an Schwank 28 dargestellt werden. Die *narratio* des Schwanks erzählt von einem Narren auf dem Weg zu seiner Hinrichtung:

Nun auff einmal fürt man einen uß, den wolt man hencken. Da fürt man in für eins Brotbecken Hauß hin, da stund nüwbachen Brot an dem Laden, das schmackt so hertzlichen wol, das den armen Man darnach glust. Er sprach: ›Wer doch etwan ein Mensch, das mir ein Weißbrot kaufft!‹ Der Nachrichter gab im ein Heller umb ein Weißbrot und schneid im ein Stücklin an ein Ort herab und gab es im in den Mund. Der Dieb sprach: ›Lieber Meister, schaben mir das Mel unden an dem Boden herab! Man spricht, es sei gar ungesund.‹ Der Nachrichter sprach: ›Es ist dir gesunt gnüg, als lang du noch zu leben hast.‹

Die *moralisatio* besteht aus zwei Sätzen:

Also sein vil Menschen, die an dem letsten nach irer Ler Werck treiben, wie sie es in der Jugent gewont haben. Andre süchen noch Kurtzweil und Fröd, so sie von hinnen scheiden sollen.

Die Struktur der mehrfachen Perspektivierung ist bei diesem Schwank besonders deutlich: Zwei Sätze perspektivieren die *narratio* in zweierlei Hinsicht und für zwei Menschengruppen: *Vil Menschen* im ersten Satz und *Andere* im zweiten. Die *moralisatio* bemüht sich überhaupt nicht um Kohärenz, sondern stellt die beiden Perspektivierungen der *narratio* einfach konträr einander gegenüber. Und diese Perspektivierungen funktionieren, indem jeweils ein bestimmter Aspekt der *narratio* herausgegriffen und vordergründigt wird. Andere Aspekte rücken dafür in den Hintergrund.

Der erste Satz der *moralisatio* – *Also sein vil Menschen, die an dem letsten nach irer Ler Werck treiben, wie sie es in der Jugent gewont haben* – vordergrundiert den zweiten Teil der *narratio*, in dem der Dieb eine Lehre wörtlich zitiert: *Man spricht, es sei gar ungesund*. Nach dieser Lehre richtet er sich auch angesichts des Todes, der die Ungesundheit des Mehls allerdings entscheidend relativiert, worauf der Scharfrichter hinweist. In dieser Perspektivierung ist dies das exemplarische närrische Verhalten des Diebes: Er richtet sich nach der falschen Lehre.

Dieser Interpretationsansatz, der durch den ersten Satz der *moralisatio* initiiert wird, kann freilich noch weiter getrieben werden, wodurch die Prägnanz, die in dieser Perspektivierung begründet liegt, in Sinn überführt wird. Dabei gilt es, weitere Aspekte der *narratio* auf den vordergrundierten Aspekt »falsche Lehre« hin auszurichten. Dies erscheint möglich mit den Elementen »Dieb«, »henken« und »ungesund«. Die Pointe vom Menschen, der sich angesichts des Todes närrischerweise Gedanken um seine Diät macht, würde den Rahmen »Dieb« und »henken« nicht notwendigerweise brauchen. Die auffällige Rahmung kann aber für die erste *moralisatio* anschlussfähig gemacht werden: In Paulis ›Schimpf und Ernst‹ sind die gehenkten Diebe grundsätzlich als Wiederholungstäter inszeniert, die regelmäßig Diebstahl begehen (vgl. die Schwänke 87, 288, 351, 628, 631). Zu stehlen ist offenbar die ›Lehre‹, nach der der Dieb sein Handeln seit seiner Jugend ausrichtet, und diese Angewohnheit ist in der Tat ungesund, da sich der Dieb damit immerhin die Hinrichtung einhandelt. Die *narratio* erzählt in dieser Perspektivierung von einem Narren, der nicht etwa nach einer grundsätzlich falschen Lehre handelt – das Abschaben des Brotes kann durchaus als guter Brauch gelten – sondern nach einer situationsunangemessenen Lehre. Hätte sich der Dieb etwa an das biblische Diebstahlverbot gehalten, dann wäre dies eine für ihn äußerst gesunde Lehre gewesen. In der weiteren Interpretation kann damit der moralische Sinn, der im ersten Satz der *moralisatio* angelegt ist, weiter ausdifferenziert und spezifiziert werden – eine Überführung seiner Prägnanz in Sinn.

Ganz anders führt der Weg durch den Text, wenn man am zweiten Satz der *moralisatio* ansetzt: *Andre sūchen noch Kurtzweil und Fröd, so sie von hinnen scheiden sollen* – dieser Satz vordergrundiert zunächst den ersten Teil der *narratio* mit der Lust des Diebes nach Brot. Bei dieser Perspektivierung liegt das närrische Verhalten des Diebes darin begründet, dass er angesichts des Todes dringenden Appetit auf frisches Brot verspürt. Man könnte meinen, dass hier bereits die Pointe des Schwanks liegt und die restliche *narratio* – das Brotessen, der Wunsch des Delinquenten und die Antwort des Scharfrichters – überflüssig wäre. Aber auch hier macht die Vordergrundierung der Lust des Mannes den Schwank lediglich prägnant und verlangt nach weiterer Interpretationsarbeit, die weitere Elemente auf das Vordergrundierte hin ausrichtet. Dies erscheint möglich mit den Elementen »Weißbrot«, »Abschaben«, »Gesundheit« und »Füttern«. Gerade der vergleichsweise ausführlich geschilderte Fütterungsakt ist ein auffälliger narrativer Überschuss, der zunächst recht unverbunden in der *narratio* steht: *Der Nachrichten gab im ein Heller umb ein Weißbrot und schneid im ein Stücklin an eim Ort herab und gab es im in den Mund.* Auch wenn die Fütterung situativ nachvollziehbar ist – der Delinquent ist sicherlich an den Händen gefesselt – bleibt sie doch auffällig. Zusammen mit dem Element Weißbrot erinnert die Handlung doch stark an die Eucharistie: Die Verwendung von Weizenmehl für das Abendmahlsbrot war in der lateinischen Kirche verpflichtend, und in der *moralisatio* des 570. Schwanks versieht Pauli den Begriff Weißbrot explizit mit der übertragenen Bedeutung des Sakraments: *Also sein vil Menschen, denen das Weißbrot nit schmackt, das ist das heilig Sacrament.* Im vorliegenden Schwank gibt der Scharfrichter dem Delinquenten ein Brotstück in den Mund, wie der Priester dem Sünder die Hostie in den Mund legt. Wenn man diesen geistigen Sinn der buchstäblichen Handlung anerkennt, dann erscheint die Narrheit des Diebes in einem neuen Licht; buchstäblich: Er mäkelte an seinem letzten Mahl herum und sollte doch glücklich sein, es noch genießen zu können; und übertragen:

Er mäkelte an der Eucharistie herum, die ihm doch das Ewige Leben ermöglichen könnte – angesichts seiner Identität als schwerer Sünder ein umso wichtigerer Aspekt. Der Wunsch des Diebes, das Mehl abzuschaben, wäre bezogen auf die Hostie sogar ein schwerer Frevel, traf die lateinische Kirche doch aufwändige Vorkehrungen, damit keine Bruchstücke der konsekrierten Hostie auf den Boden fielen. Entsprechend wäre die Antwort des Scharfrichters als Hinweis auf die soteriologische Bedeutung des geweihten Brotes für den Sünder lesbar: *Es ist dir gesund genug, als lang du noch zu leben hast*. Die *narratio* erzählt in dieser Perspektivierung von einem Sünder, der auch angesichts des Todes den Blick ganz auf diesseitige, buchstäbliche *Kurtzweil und Fröd* gerichtet hält und das jenseitige, geistliche Heil nicht erkennen kann. Denn Hoffnung gäbe es auch für den Todgeweihten, dessen Leben zwar buchstäblich keinen Heller mehr wert ist, für dessen Heil der Scharfrichter aber immerhin ebenso buchstäblich einen Heller ausgibt.

Freilich ist auch diese Interpretation – wie bereits die sich am *tertium* orientierende – assoziativ und nicht zwingend. Vor allem der Ausblick mit dem Heller ist eine narrative Erweiterung, die ein arbiträres Element der *narratio* hermeneutisch hervorhebt und in eine sinnhafte Pointe ausbaut. Auch hierbei war es nicht das Ziel, im Rahmen einer akademischen Interpretation den richtigen Sinn des Schwanks herauszuarbeiten, sondern die in ihm angelegten Möglichkeiten einer narrativen Interpretation aufzuzeigen. Die mehrperspektivischen *moralisationes* Paulis können als Einladung zu einer solchen narrativen Interpretation verstanden werden, die im Spiel zwischen Konkretion und Abstraktion dem jeweils vordergrundierten Element der *narratio* weitere Elemente zuordnet und damit Kohärenz herstellt. Diese Kohärenz liegt freilich im Text selbst nicht vor, sie muss erst durch einen Interpretationsakt hergestellt werden und führt – je nach Ausgangspunkt – zu unterschiedlichen Ergebnissen. Das enorme Potenzial der Schwänke für solche Operationen aber begreife ich als ihre Prägnanz.

2.3. Narrative Moralisierung

Einen letzten entscheidenden Impuls erfährt eine narrative Interpretation der Schwänke Paulis durch seine Strategie, selbst mitunter in den *moralisationes* narrativ vorzugehen. Diese ›narrativen Moralisierungen‹, die selbst neues Erzählmaterial einbringen und eine narrative Eigendynamik entwickeln, liegen in gut der Hälfte der Schwänke vor (vgl. die fünfte Spalte der Tabelle). Die Prägnanz-Strategie einer narrativen Moralisierung soll an dem schon eingangs behandelten Schwank 31, ›Der Man stand im Halßeisen‹, exemplifiziert werden. Wie bereits ausgeführt, erzählt die *narratio* von einem Ehemann, der die Strafe seiner Ehefrau der Liebe wegen übernimmt und an ihrer Stelle öffentlich gestraft wird. Immer wenn das Ehepaar danach in Streit gerät, demütigt die Frau ihren Mann, indem sie ihn an seine öffentliche Strafe erinnert. Die *moralisatio* für diese Geschichte lautet:

Also gat es noch mit Christo dem Herren und mit unß. Wir haben beschult zû leiden und zû sterben mit unsern Sünden, und der Sun Gottes het menschliche Natur an sich gnumen umb der übertrefflichen Liebin willen, dy er zû unß hat, und hat für unß gelitten und gestorben des schantlichen Dotz. Und das verweisen im die Menschen, die Gotzlesterer und Gotzschwerer. Das geschicht, so du im sein Hirn, Lung, Kröß, Leber, Wunden, Onmacht unzimlich wider seinen Willen nennest, und me verflucht bist du dan Cham (Genesis 9). Wan Cham entblotzet die heimlichen Glider eines Menschen; du entblotzest die heimlichen Glieder Jesu deins Herren, der Got und Mensch umb deinet willen worden ist und umb deinet willen gecrütziget und gestorben. Darumb sein die Verßlin darüber gesetzt: Est amor ingratus, cum non sit amator amatus. Illi pena datur, qui semper amat nec amator.

Diese *moralisatio* ist äußerst prägnant im hier verwendeten Sinn. Ihr Gedankengang, der selbst neues narratives Material interpretativ einbringt, soll im Folgenden nachgezeichnet werden.

Die *moralisatio* beginnt mit einer schlichten Ausdeutung der Geschichte: Ebenso wie dem Ehemann mit seiner Ehefrau geht es Christus mit uns. Wir

Sünder haben den Tod verdient, doch Christus ist schmähhlich für uns gestorben. Diese Ausdeutung der *narratio* ist so klar wie unbefriedigend, da sie lediglich ihren ersten Teil erklärt: Die Ehefrau wird verurteilt, doch der Ehemann übernimmt die Strafe. Die Vorhaltungen der Ehefrau – immerhin die Hälfte der *narratio* – bleiben unberührt. Denn wer würde Christus im Streit vorwerfen, für uns gestorben zu sein? Deswegen schiebt die *moralisatio* nach: Die Gotteslästerer und Schwörer werfen Gott seinen schmähhlichen Tod am Kreuz vor, wenn sie sein Hirn, seine Lunge, Innereien, Leber, Wunden oder Ohnmacht im Fluch oder Schwur nennen. Das korrespondiert tatsächlich mit dem zweiten Teil der *narratio* (den ungerechten Vorhaltungen der Ehefrau), aber es herrscht freilich noch eine große Spannung zwischen Schwören und Christus seine Schmach am Kreuz vorwerfen. Noch fügen sich *narratio* und *moralisatio* nicht befriedigend zu einem Ganzen.

An dieser Stelle bringt die *moralisatio* zusätzliches narratives Material ein und implementiert eine kleine Binnenerzählung samt moralischer Ausdeutung, also eine Einheit von *narratio* und *moralisatio en miniature*: Wer Gott lästert, sei mehr verflucht als Cham in Genesis 9. Cham entblößt die verborgenen Glieder eines Menschen – nämlich seines betrunken, schlafenden, nackten Vaters Noah. Wir aber entblößen die verborgenen Glieder Christi, wenn wir im Fluch Hirn, Lunge, Innereien etc. erwähnen. Mit dieser ausgedeuteten Miniaturnarratio in der *moralisatio* ist die aufgebrochene Inkohärenz zwischen Schwören und Gott Schmähen gekittet. Dafür dient das neu eingeführte Erzählmaterial und vor allem dessen allegorisches Potenzial: Noah schläft, der Gekreuzigte ist tot; Noah ist nackt, Christus wird am Kreuz verhöhnt; Noah wird durch seinen Sohn geschmäht, Gott durch seine Kinder. Diese allegorischen Parallelen werden im komprimierten Text nicht ausgedeutet, der Text ist aber mit ihnen und durch sie prägnant.

Der damit verbundene hermeneutische Geburtsvorgang muss an dieser Stelle aber noch nicht abgeschlossen sein. Die *moralisatio* mündet in der Setzung einer Überschrift: *Darumb sein die Verßlin darüber gesetzt: Est amor ingratus, cum non sit amator amatus. Illi pena datur, qui semper*

amat nec amatur. Übersetzt lautet das lateinische Sprichwort: Es ist eine unangenehme Liebe, wenn der Liebhaber nicht geliebt wird. Jener wird gepeinigt, der immer liebt und nicht geliebt wird. Hier stellt sich die Frage, wo genau *die Verßlin darüber gesetzt* sind. Der Text bietet dafür nämlich mehrere Orte an: Freilich würden die Verse auch als Überschrift über den gesamten Schwank passen. Doch auch in *narratio* und *moralisatio* werden konkrete Orte für ihre Setzung angeboten: In der *narratio* würden die Verse als Überschrift über den Narren passen, der anstelle seiner Ehefrau bestraft wird. Zumindest für die Ehefrau ist eine entsprechende Stelle im Text verankert, wenn es einleitend heißt:

Uf ein Zeit was ein Frau, die het beschult, das man sie offenlich straffen solt,
als an etlichen Orten ist, und in das Halßysin stellen und ir ein Brieff an die
Stirn machen, daran ir Boßheit geschriben ston.

In der *moralisatio* wird ebenfalls ein – ganz anderer – Ort für die Überschrift angeboten: Direkt vor dieser (und als nächstmöglicher grammatikalischer Bezug für das *darüber gesetzt*) wird nochmals auf Christus verwiesen, der *umb deinet willen gecrütziget und gestorben* ist. Damit passen die Verse auch als Überschrift über den Gekreuzigten selbst, anstelle des »INRI«. In dieser Lesart wird Christus selbst zum Minnenarren, als der er in der Parallele zum Ehemann der *narratio* ja auch stilisiert wird. Freilich ist diese Übertitelung Christi, seine Identifizierung mit dem Minnenarren geradezu unerträglich. Aber der Schwank bietet ein einfaches, moralisches Mittel dagegen an: Nicht fluchen.

Neben dieser möglichen moralischen Pointe bietet die Prägnanz des Schwanks aber auch viel Material für eine Meditation über die Zweinatur Christi: Christus ist Gott und Mensch geworden, wie die Binnenmoralisatio betont, und mit der Menschwerdung geht eine enorme Selbsterniedrigung einher. Entsprechend sind der Minnenarr und der betrunkene Noah auch wunderbare Bilder für diese Selbsterniedrigung. Freilich ist die Erniedrigung nur eine Seite der Medaille. Und wie die Kreuzesinschrift »INRI« eigentlich

als Verhöhnung geplant war und für den Gläubigen als Ehrung und Bestätigung Christi gelesen wird, wird das lateinische Sprichwort für den Sünder als Verheißung der unbedingten Liebe Gottes lesbar.

Auch in Bezug auf die narrative Moralisierung gilt, dass Pauli dem Rezipienten die Interpretationsarbeit nicht abnimmt. Vielmehr schafft er auch hier eine prägnante Gemengelage von einander spiegelnden Motiven. Die narrativen Elemente in der *moralisatio* laden dazu ein, eine dynamische Interpretation anzustellen, die den Schwank nicht auf einen Sinn festlegt, sondern die in mehrfachen Durchgängen immer mehr seiner Elemente für eine moralische Interpretation anschlussfähig macht. Neben einer eindimensionalen Lesart – hier etwa: Wir behandeln Gott schlecht, wenn wir fluchen – ermöglicht die Prägnanz des Schwanks auch eine vieldimensionale, komplexe Lesart. Diese widerspricht der einfachen Lesart nicht etwa, aber sie bietet die Möglichkeit einer vielschichtigen, gleichsam meditativen Versenkung in die Sinndimension des Textes.

3. Zusammenfassung und Ausblick

Sinn und Zweck der vorausgehenden Ausführungen war es, den Prägnanzbegriff für eine den Schwänken Paulis angemessene Interpretationsmethode fruchtbar zu machen. Die Forschung zu ›Schimpf und Ernst‹ – und *mutatis mutandis* die gesamte Schwankforschung – ist gegenwärtig tendenziell in zwei Lager geteilt, die den Schwänken entweder einen Komplexitätsverdacht oder einen Unterkomplexitätsverdacht entgegenbringen. Der Prägnanzbegriff könnte nicht zuletzt dazu dienen, zwischen beiden Lagern zu vermitteln: Die Schwänke Paulis sind *per se* weder banal noch hochkomplex, sie haben vielmehr auch bei mitunter banaler Form das Potenzial, hochkomplex interpretiert zu werden. Dabei handelt es sich nicht um die hermeneutische Rekonstruktion einer bestimmten Autor- bzw. Kompilatorintention (auch wenn Pauli selbst sicherlich seinen Teil zur Vielschichtigkeit seiner Schwankversionen beigetragen hat): Die Schwänke Paulis

partizipieren in ihren *narrationes* und *moralisationes* an der christlichen Hermeneutik des mehrfachen Schriftsinns einerseits und an der narrativen Serialität des Schwankdiskurses andererseits, deren überreiches (jedoch nicht beliebiges) Verknüpfungspotenzial durch die prägnante Form der Schwänke nicht stillgestellt, sondern dynamisiert wird. Auf dieser diskursiven Basis laden die Schwänke Paulis ein zu einer sehr dynamischen, selbst narrativ vorgehenden Interpretation, die nicht zuletzt durch die *moralisationes* angestoßen wird.

Betrachtet man Paulis Schwänke als solchermaßen prägnante Texte, dann hat dies einige methodische Konsequenzen für die künftige Forschung zu ›Schimpf und Ernst‹: Die *moralisationes* der Schwänke können nicht mehr selbstverständlich als abgeschlossene Interpretationen der *narrationes* begriffen werden, sondern sind zumindest auch Einladungen für weiterführende Deutungen. Mehrteilige *moralisationes* sind nicht inkohärent, sondern zeigen unterschiedliche Perspektiven auf die *narratio* auf. Spannungen zwischen *narratio* und *moralisatio* sind nicht *per se* literarische Schwächen, sondern in vielen Fällen Hinweise auf Textprägnanz, an denen aktive Sinngenese ansetzen kann. Dazu können auch benachbarte Schwänke genutzt werden, die je über ein *tertium comparationis* mindestens einen Ausgangspunkt hermeneutischer Verknüpfung anbieten. All diese – durch Pauli zumindest gezielt zugelassene – Prägnanzphänomene sind auf ein narratives Interpretieren ausgerichtet: Ein Interpret, der mäeutisch die Prägnanz in Sinn umwandeln möchte, ist dazu angehalten, eine spezifische Perspektivierung zu wählen und einen Weg durch den Text aufzuzeigen, der andere freilich nicht ausschließt. Erst damit werden die Schwänke Paulis zu dem, was er in seiner Einleitung ankündigt: Unterhaltungs-, Belehrungs- und Erbauungsbausteine für vielfältigste, im Einzelnen aber nicht vorhersehbare Einsätze.

Anmerkungen

- 1 Nach Johannes Paulis Schwanksammlung ›Schimpf und Ernst‹ von 1522 legten auch Jörg Wickram 1555, Jacob Frey 1556, Michael Lindener 1558, Valentin Schumann 1559 und Hans Wilhelm Kirchhoff 1563 umfangreiche Schwanksammlungen in deutscher Sprache vor, die jeweils viele Nachdrucke erfuhren und zu regelrechten Bestsellern avancierten. Paulis Schwanksammlung bot dafür nicht nur Inspiration, sondern oft auch konkrete Vorlage (vgl. Bolte 1924, Band 2; exemplarisch für Valentin Schumanns ›Nachtbüchlein‹ von Ammon/Waltenberger 2010). Andererseits überführt Pauli eine große Menge mittelalterlichen Erzählgutes in die Frühe Neuzeit (vgl. Classen 2003).
- 2 Nach der umfangreichen Stoffsammlung der Paralleltexte einzelner Schwänke, die den zweiten Band der Edition Johannes Boltes darstellt (vgl. Bolte 1924, Band 2), weist Manfred Bambeck exemplarisch Gedichte von Peire Cardenal, Guilhem de Montanhagol und das Heldenbuch von Clairvaux Konrads von Eberbach als Quellen für ›Schimpf und Ernst‹ nach (vgl. Bambeck 1984, Bambeck 1985). Yumiko Takahashi vergleicht die Eulenspiegel-Schwänke in ›Schimpf und Ernst‹ mit der Vorlage Botes (vgl. Takahashi 1987). Jean-Claude Schmitt identifiziert die Schwänke Paulis nach Tubach 1969 (vgl. Schmitt 1992). Albrecht Classen führt exemplarisch die Schwanksammlung als Sammelbecken europäischer Erzähltradition vor (vgl. Classen 2003). Coxon untersucht das Vorgehen und die Selbstdarstellung Paulis als Kompilator antiker, mittelalterlicher und zeitgenössischer Autoren (vgl. Coxon 2017).
- 3 Dietlinde Künssberg legt einen Überblick über den juristischen Diskurs in ›Schimpf und Ernst‹ vor (vgl. Künssberg 1936). Clausdieter Schott ordnet die Schwanksammlung in den rechtshistorischen Umbruch von einem Laienrecht hin zu einem Gelehrtenrecht im 16. Jahrhundert ein (vgl. Schott 1976).
- 4 Hauke Stroszeck untersucht die moraltheologische Dimension der Schwänke (vgl. Stroszeck 1970). Silvia Schmitz versteht die Darstellung der tugendhaften und der lasterhaften Frau in ›Schimpf und Ernst‹ als Mittel zur Realitätsbewältigung (vgl. Schmitz 1982). Arlene Epp Pearsall skizziert die kritische Verhandlung klerikaler Kultur in Paulis Werk und untersucht exemplarisch seine literarische Kommentierung des Straßburger Veitstanzes (vgl. Pearsall 1992, Pearsall 1994). Yumiko Takahashi liefert textpragmatische Analysen der Komik in ›Schimpf und Ernst‹ (vgl. Takahashi 1990, Takahashi 1994). Frieder von Ammon und Michael Waltenberger stellen die Schwanksammlung als Niederschlag einer Pluralisierung von Ordnung und Wissen im 16. Jahrhundert dar (vgl. von Ammon/Waltenberger 2010).

- 5 Vgl. dazu ausführlich Coxon 2017, der anhand der Selbstinszenierungen Paulis seinen Selbstentwurf nicht als Autor, sondern entschieden als Kompilator herausarbeitet.
- 6 Vgl. dazu grundlegend Bausinger 1967, der allgemein den Schwank als serielle Textform darstellt, die auf festen Formtypen aufbaut.
- 7 Vgl. dazu ausführlich Mühlherr 1993, die die literarische Dimension von Pauli konsequent vor dem Hintergrund seiner Predigertätigkeit liest.
- 8 Dies erkennt tendenziell bereits Hauke Stroszeck, wenn er bemerkt, dass bei den Schwänken ohne Morale sich der Leser selbst um eine entsprechende moralische Sinngebung bemühen muss (vgl. Stroszeck 1970, S. 37f.). Ähnlich führen Frieder von Ammon und Michael Waltenberger aus, dass die Schwanksammlung so disparate Ordnungsmuster übereinanderlegt, dass letztendlich der Rezipient selbst individuell die plurale Vielfalt ordnen muss (vgl. von Ammon/Waltenberger 2010, S. 280f.). Ich möchte zeigen, dass diese Notwendigkeit einer proaktiven Ordnung und einer entsprechenden Interpretation sich keineswegs auf die Schwänke ohne Epimythion beschränkt.
- 9 Frieder von Ammon und Michael Waltenberger haben bereits herausgearbeitet, dass die individuelle Kohärenzstiftung zwischen konkretem Geschehen und abstrakter Sinnenebene des Schwanks dessen Interpretation zwar uneindeutig, nicht aber beliebig macht, da die Kohärenzbildung durch die textinterne, semantische Umgebung gesteuert wird (vgl. von Ammon/Waltenberger 2010, S. 56, tendenziell gegen Stroszeck 1970, S. 44).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Johannes Pauli: Schimpf und Ernst. Erster Teil. Die älteste Ausgabe von 1522, hrsg. von Johannes Bolte, Berlin 1924 ([online](#)).
- Johannes Pauli: Schimpf und Ernst. Zweiter Teil. Paulis Fortsetzer und Übersetzer / Erläuterungen, hrsg. von Johannes Bolte, Berlin 1924 ([online](#)).

Sekundärliteratur

- Ammon, Frieder von/Waltenberger, Michael: Wimmeln und Wuchern. Pluralisierungs-Phänomene in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹ und Valentin Schumanns

- ›Nachtbüchlein‹, in: Müller, Jan-Dirk [u. a.] (Hrsg.): Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit, Berlin 2010, S. 1–30.
- Bambeck, Manfred: Johannes Pauli und Konrad von Eberbach, in: GRM NF 35 (1985), S. 437–438.
- Bambeck, Manfred: Peire Cardenal, Guilhem de Montanhagol and Johannes Pauli. Zur Wanderung des Motivs vom Narrenregen, in: GRM NF 34 (1984), S. 351–355.
- Bausinger, Hermann: Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen, in: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 9 (1967), S. 118–136.
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis, Darmstadt 1964.
- Classen, Albrecht: Die deutsche Predigtliteratur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit im Kontext der europäischen Erzähltradition: Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹ (1521) als Rezeptionsmedium, in: Fabula 44 (2003), S. 209–236.
- Coxon, Sebastian: Medieval authorship in sixteenth-century Straßburg: Johannes Pauli and his ›Schimpf und Ernst‹ (1522), in: Dutton, Elisabeth (Hrsg.): Medieval theories of the creative act, Wiesbaden 2017, S. 147–158.
- Grubmüller, Klaus: Fabel, Exempel, Allegorese. Über Sinnbildungsverfahren und Verwendungszusammenhänge, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Exempel und Exempelsammlungen, Tübingen 1991, S. 58–76.
- Igl, Natalia/Zeman, Sonja (Hrsg.): Perspectives on Narrativity and Narrative Perspective, Amsterdam/Philadelphia 2016.
- Mühlherr, Anna: Johannes Pauli, in: Füssel, Stephan (Hrsg.): Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450–1600). Ihr Leben und Werk, Berlin 1993, S. 125–137.
- Pearsall, Arlene Epp: Johannes Pauli and the Strasbour dancers, in: Franciscan Studies 52 (1992), S. 203–214.
- Pearsall, Arlene Epp: Johannes Pauli (1450–1220) on the church and clergy, Lampeter 1994
- Schiewer, Hans-Jochen: Ein maere ist daz. Narrative Exempla in der frühen deutschen Predigt, in: Haferland, Harald/Mecklenburg, Michael (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 19), S. 199–219.
- Schmitt, Jean-Claude: Johannes Pauli: Schimpf und Ernst, in: Berlioz, Jacques (Hrsg.): Exempla médiévaux. Introduction à la recherche, Carcassonne 1992, S. 275–282.
- Schmitz, Silvia: Weltentwurf als Realitätsbewältigung in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹. Vorgeführt am Beispiel der lasterhaften Frau, Göppingen 1982.

- Schott, Clausdieter: ›Wer da kauft, der luog, wie es lauft‹. Kaufrecht und Moral in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹, in: Alemannisches Jahrbuch 1973/75 (1976), S. 244–269.
- Schröder, Cornelius: Johannes Pauli, der Begründer der deutschen Schwankliteratur, in: Franziskanische Studien 13 (1926), S. 393–397.
- Straßner, Erich: Schwank, Stuttgart 1968.
- Stroszeck, Hauke: Pointe und poetische Dominante. Deutsche Kurzprosa im 16. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1970.
- Takahashi, Yumiko: Eulenspiegel-Schwänke in Schimpf und Ernst: Wie Eulenspiegel von Johannes Pauli interpretiert wird, in: Eulenspiegel-Jahrbuch 27 (1987), S. 41–49.
- Takahashi, Yumiko: Die Komik der Schimpf-Exempel von Johannes Pauli. Eine textpragmatische Analyse frühneuhochdeutscher Predigterzählungen, Freiburg im Breisgau 1994.
- Takahashi, Yumiko: Sprachliche Mechanismen der Komik in den Schimpf-Exempeln von Johannes Pauli, in: Sophia Linguistica 28 (1990), S. 86–88.
- Tubach, Frederic C.: Index Exemplorum. A Handbook of Medieval Religious Tales, Helsinki 1969.
- Wagner, Eva: Harppfenschlaher und Lautenist in Johannes Paulis Schimpf und Ernst, in: Phoibos – Zeitschrift für Zupfmusik 2009/2, S. 123–136.
- Wagner, Silvan: Bedenk es! Schwank und Moral bei Johannes Pauli am Beispiel seines Kapitels ›Von den Spilern‹ in ›Schimpf und Ernst‹, in: Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hrsg.): *narratio* und *moralisatio*, Oldenburg 2018 (BmE Themenheft 1), S. 157–182 ([online](#)).
- Wagner, Silvan: Narrator and narrative space in Middle High German epic poetry (Parzival, Ehescheidungsgespräch, Prosalancelot), in: Igl, Natalia/Zeman, Sonja (Hrsg.): Perspectives on Narrativity and Narrative Perspectivization, Amsterdam/Philadelphia 2016, S. 115–138.
- Warnock, Robert: Pauli, Johannes, in: Verfasserlexikon. 2. Aufl., Bd. 7, Berlin/New York 1989, Sp. 369–374.

Anschrift des Autors:

PD Dr. Silvan Wagner
Universität Bayreuth
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät
Universitätsstraße 30
95447 Bayreuth
E-Mail: silvan.wagner@uni-bayreuth.de